

### Villiers de l'Isle-Adam.

Zu Napoleon kam, als der Augustenburger für Holstein, Maximilian für Mexiko candidirte, eines Tages ein Dichter und ersuchte ihn um den Thron von Griechenland: als König der Hellenen würde er endlich seine Schulden bezahlen, ein anständiges Auskommen haben und ungestört, von keiner Sorge bebrängt, in Ruhe dichten können. Als das bekannt wurde, gab es in ganz Paris ein großes Geschrei; die Bürger ärgerte es, daß ein Bummler, Bettler und Phantast so vermessene Wünsche hegen durfte, und die Künstler ärgerte es, daß ein Poet sich zu einer so unromantischen und gemeinen Beschäftigung, wie es das Regieren ist, erniedrigen wollte. Aber das bekümmerte ihn wenig: er war zufrieden, wieder einmal die Menge verblüfft und entristet zu haben; und so wanderte er höchst vergnügt aus dem Palaste wieder nach seinen Kneipen auf dem Montmartre zurück.

Dieser Dichter, dem es so wichtig war, die Leute in Geberden, Worten und Werken zu bekümmern, zu ängstigen und zu tranken, hieß Villiers de l'Isle-Adam. Man kannte von ihm damals nur erst die contes cruels, ein eigenstümliches, wildes, gewaltsam hämische, ja unheimliches Buch, das allerhand von Byron, Flaubert und Poe, Gothe, Ironie, Lüge, Grimm und Haß mit Verückung, Schwärmerei und Leidenschaft zum Gruseln mischt. Aber schon war eine ganze Legende um ihn gewoben. Man wußte, daß er unsiet als Bagabund in Spekulanten mit Verbrechern hauste, zu arm, eine Kammer zu mietten, oft auf einer Bank irgendwo schlafend oder auch, wenn die Polizei ihn verschleuchte, Nächte lang unter dem Monde irrend, von Keimen trunken. Man scheute seine hagere, verbogene Gestalt mit der gelben, von rothen Flecken gesprenkelten Miene, die unter den wüß flatternden Haaren noch fahler, noch schändlicher, noch fanatischer schien. Man erschrak vor seinem gellen, heiseren, wie Scherben klirrenden Gesächter. Und er hatte seine Freude, eine bittere häßliche Freude daran, sich so verkannt, gemieden und gefürchtet zu fühlen, weil er sich gewaltsam von den Menschen trennen, den täglichen Jammer vergessen und für sich sein wollte, mit seiner Seele allein. Kaum ein paar Freunde durften ahnen, wie er war. Die Menge narrete er. Den Ruhm verschmähte er.

1889 ist er, zweiundfünfzig Jahre alt, draußen bei den darnüberigen Brüdern von Saint-Jean de Dieu im Elend gestorben. Aber seine Werke leben. Die Jugend verehrt ihn neben Baudelaire und Flaubert. Maurice Maeterlinck hat gesagt: tout ce que j'ai fait, c'est à Villiers, que je le dois. Henry de Gourmont, die tapfere Seele des Mercure de France, hat gesagt: „unser Meister ist Villiers, dieser Evangelist der Ironie und des Traumes; jeden winzigen Zettel seiner Verlassenschaft ehren wir als eine theuere Reliquie.“ Und so bekennen sich auch Melanin, Charles Morice und Henry de Regnier als seine Jünger. Seine Romane erscheinen jetzt in neuen Ausgaben. Seine Dramen werden vom Théâtre libre und von l'Ouvro gespielt. Es muß in ihnen etwas sein, das das Gemüth der neuen Generation im Wesentlichen trifft.

Ich meine, daß es drei Dinge sind, die in ihm zu finden die jungen Dichter so beglückt.

Vor allem: er glaubte unerschütterlich an das Amt der Künstler, Propheten zu sein, die verkünden, was die anderen Menschen noch kaum ahnen, besser Wissende, heller Sehende, ins Dunkel des Lebens tröstlich Leuchtende. Er wollte nicht, wie die klugen Speculanten der Literatur, was Melanin incerner l'ideal courant genannt hat; er suchte nicht Formen von Gedanken oder Trieben, die alle haben. Was er allein hatte, war sein Stolz. Sie sollten von ihm lernen, was ihnen fehlte. Den Glanz seines Himmels wollte er auf ihre trübe Erde bringen. Als ein gefalteter Verwalter von Gnaden, die das Volk zum Rechten erst belehren, fühlte er sich, als ein Nebner geheimer Weisheiten, als ein Täufer aus gesegneten Quellen, und wie eine Hostie hielt er jeden Vers empor, wie einen ebenedeuten Leib der ewigen Schönheit. Sichtbar zu machen, was die Irdischen nicht sehen, sonst verschwiegene Stimmen der Natur zu lösen und ihren Trost unter die suchenden Menschen zu tragen — an diese Sendung glaubte er mit Zuversicht. Das zog ihn die jungen Leute zu. Er lehrte sie, in der Kunst, die sie von den anderen bald als Spiel, bald als Geschäft betrieben sahen, die heilige Kraft verehren, die aus dem Dampfe von Ertraben priesterlich die Worte des Lebens spendet.

Dann: er verachtete das bürgerliche Leben. Was die Menschen treiben, um sich hinzurufen, alle Geschäfte und Sorgen, die die Stunde bringt, Lärm und Leidenschaft von Arbeit und Erwerb, die auf der Gasse heulen, schienen ihm eitel. Ja, er hatte das Gefühl, daß sie überhaupt gar nicht wahr, sondern Spul und Wahn sind, wichtiger und leerer Trug, die Menschen zu betören und vom Sinne des Daseins wegzuloden. Er hasste das Gewöhnliche und war gierig, sich an ihm zu rächen, es zu quälen, wie es ihn quälte, und es unerbittlich zu vertilgen. In seinem Arz suchten die Liebenden einen Schatz und, da sie ihn finden, tödten sie sich, bewusst, daß, was wirklich ist, nicht beglücken kann. In der Ezo futuro gelingt es Edison, eine elektrische Frau zu konstruieren, der sich keine natürliche an Schönheit oder Geist vergleichen kann; ein Phonograph, den sie im Dampfe trägt, läßt sie die weitesten Meinungen der Dichter und Philosophen sagen. So lehrte er unablässig: das Wirkliche ist Schein, im Künstlichen allein ist Glanz;

und indem er der letzte Romantiker war, der erste Decadent geworden, der Vater aller Wilde und Montequien.

Endlich: er liebte nichts als den Les m. Der Traum allein schien ihm wahr. Dem Traume nur vertraute er sich an. Anatole France hat von ihm gesagt: il traversa ce monde en somnambule, ne voyant rien de ce que nous voyons et voyant ce qu'il ne nous est pas permis de voir. So halluciniert und verückt schritt er durch das Leben und wohin er sah, blühten Gärten auf, Schwäne glitzerten im Monde und Purpur winkte. Er trug einen unvergleichlichen Zauber in sich, alles zu verwandeln, alles zu beglücken, rings Sterne, Prunk und Seligkeit aus sich zu schaffen.

Das sind die drei Dinge, die die jungen Leute von ihm nahmen. Wenn einst der große Künstler kommt, den wir erwarten, der Entzauberer, der dem Leben die Maske entreißen wird, so daß wir seine reine Schönheit schauen dürfen, dann wird Villiers freilich nur ein armer Pilger gewesen sein, der am Wege liegen blieb.

Hermann Bahr.

### Die Woche.

#### Politische Notizen.

Die im Zuge befindlichen Wiener Gemeinderathswahlen werden unzweifelhaft die liberale „Machine“ in Trümmer schlagen. „Machine“ als Bezeichnung für politische Organisation ist dem Nothwändig der amerikanischen Geschäftspolitiker entlehnt. Ein Beispiel der Zertrümmerung einer „Machine“ bietet die jüngste Geschichte der Stadt und des Staates New-York, das zu einem Vergleiche herangezogen werden darf.

Tamany Hall, die vor halb einem Jahre zerstörte „Machine“ der New-Yorker Demokraten, bestand aus einer ebenso engherzigen und exklusiven Clique von Geschäftspolitikern, wie unsere liberale Parteiorganisation eine gewesen ist. Jene gebrauchte die falsche Bignette „demokratisch“, was sich bei ihrem Widerstande gegen die letzte Wahl des Präsidenten Cleveland zeigte; diese bediente sich der gefälschten Marke „liberal“, was nicht erst gezeigt werden muß. Die in Tamany Hall betriebenen Geschäfte mögen um einige Nuancen unreinlicher gewesen sein als die unserer liberalen Coterie, das ändert jedoch nichts an dem Wesen der Beiden gemeinsamen Sache, und die bestand in einem mit allen Rissen, Kniffen und Schlichen errichteten politischen Monopole.

Monopole und Privilegien, mit welchen unsere communalen und politischen Verfassungen gespickt sind, werden als Unrecht empfunden, selbst wenn deren Ausübung die denkbar hochherzigste wäre, und eine solche wird unserer liberalen Partei wohl von ihren gerechtesten Leidenern nicht nachgesagt werden. Dennoch rathen wir noch nachzusehen und verbundene Rathgeber in der Presse, so zu sterben wie sie gelebt. Nachdem sie bis zum letzten Augenblick sich zäh an ihre verhassten Vorrechte geklammert, soll sie jetzt, wo ihr diese vom Gegner entrispen worden, die gemeinsame Rechtsdank: die Gemeindeautonomie preisgeben. Doch eines solchen feigen Verrathes an ihrer nur zu weit hinter ihr liegenden Vergangenheit halte selbst ich die Liberalen nicht für fähig.

Während dieser Wahlbewegung haben sich die Wiener in ihrem Elemente, in der Unschlichteit, nach Vergessenheit getummelt. Von den Fragen der Gemeindeverwaltung war recht wenig die Rede, desto mehr aber von den Juden. Wohl oder übel muß jetzt auch ich von den Juden sprechen. Wer, wie die Juden, seit einigen Jahrzehnten an einem Privilegium odiosum so schwer zu tragen gehabt, der hüte sich, es mit den Privilegierten zu halten. Denn das schönste Privileg, was es von Stammväter getragen sein oder auf goldenen Stühlen ruhen, wird mit der Zeit obsolet. Die Juden thäten besser daran, den Privilegierten von heute nicht nachzulaufen; denn wenn auf jene die große Daz beginnt, sind sie es, auf welche die Verfolger zuerst stoßen.

Da die gesellschaftlich und politisch privilegierten Classen, denen so viele Juden Heeresfolge zu leisten für gut finden, sie nicht bei sich aufnehmen, sondern nur so hinter sich her trotten lassen, gerathen die Juden immer mehr in die Gefahr zum Pufferpaar im Staate zu werden. Und als solcher hat man eben viel Puffe zu erdulden, wie die Gemeinderathswahlen zeigen und wie wohl auch die galizischen Landtagswahlen zeigen werden, zu deren Beeinflussung im schlagartigen Interesse zwei Lemberger Rabbiner sich in das Wahlcomité der Schlachta haben cooptieren lassen. Die Juden stehen vor der Wahl, ob sie in Reich und Glied für das Selbstbestimmungsrecht des Volkes, für dessen materielle, physische, moralische und intellectuelle Ordnung eifrig kämpfen wollen, oder ob sie auf Hintertreppen kleine Gnaden und Günstbezeugungen für sich erbetteln wollen. Wählen sie das erstere, so wird es ihnen gelingen, sich von ihrem weltlich-historischen Stände zu befreien; wählen sie das letztere, dann droht ihnen ein Schicksal, das sie doch schon zur Genüge angefohrt haben sollten, nämlich das der kaiserlichen Kammergerichtsbarkeit, oder modern ausgedrückt: der Officiofikt, der sich die Wehrhaft der Wiener Wähler dem „kommenden Manne“ gegenüber, ängstlich befeigt.

Häckerlich klingt die auf Gewöhnung des zweiten Wahlkörpers (der „Intelligenz“) scharfsinnig berechnete Drohung des Dr. Luge, er werde nicht eher ruhen, bis nicht der letzte Jude aus den communalen Aemtern vertrieben sei. Bei Lichte belehen jedoch diese Drohung zu den zahlreich in diesem Wahlkampfe abgegebenen unersättlichen Drohungen: denn für die Nichtanstellung von Juden im communalen Dienste hat der verstorbenen Bürgermeister Dr. Frix so ausreichend gesorgt, daß dem Herrn Dr. Lueger zum Verreiben nichts übrig geblieben ist.